Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Vierteljährig Mk. 9.—. Halbjährig Mk. 18.—. Ganzjährig Mk. 36.—. Einzelnummer Mk. 1.— / Verlag. Auslieferung d. „Jüdischen Echo“: München, Herzog Maxstraße 4.



Anzeigen: Die viergesp. Millimeter-Zeile Mk. 2.50. Wiederhol. Rabatt. — Familien-Anz. Ermäßigung. — Anzeigen - Annahme: Verlag des „Jüdisch. Echo“, München, Herzog Maxstraße 4. Fernsprecher: 53099. Postscheck-Konto: München 3987.

Ausgabe A — Nr. 15 / 14. April 1922 — 9. Jahrgang

1922 Wochenkalender 5682

	April	Nissan	Bemerkung
Sonntag	16	18	
Montag	17	19	
Dienstag	18	20	
Mittwoch	19	21	פסח
Donnerstag	20	22	8 פסח
Freitag	21	23	
Samstag	22	24	שמיני מברכין החדש פרק א׳

Das Jüdische Echo

Nummer 15 | 14. April 1922 | 9. Jahrgang

Leschonoh Habooh

Von Meer zu Meer, über Berg und Tal klingt alljährlich in gleicher Stunde ein sehnsuchtsvoller Ruf: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Jahraus, jahrein mit der Regelmäßigkeit einer unversiegbaren Naturkraft kehrt er wieder. Jahrtausende haben ihn gehört; in Millionen von Herzen, die einst gepocht und die noch jetzt pochen und schlagen mit dem Schlage der Zeit, hat er gelebt, als Wunsch, als dürstendes Verlangen, als heimliche, aber umso lebendigere Hoffnung, bevor er zum Wort wurde, das in die Welt hinausflog...

Alljährlich um dieselbe Stunde sammelten sich die Zerstreuten und die Verirrten, näherten sich einander und umschlangen sich brüderlich im allgewaltigen Wunsche, der in ihrem Herzen schlummerte. In dem Rufe des Wiedersehens, der nahen Erfüllung zitterten alle Töne des verlebten Lebens mit, des Lebens, das ist und das nicht mehr ist. Es ist der Ruf des Blutes, — die Sehnsucht eines lebendigen Volkes.

Jedes Geschlecht und jede Zeit hat diesen allerinnersten Seelenwunsch mit verschiedenen Nebenfarben umgeben und geziert. Wie ein Bild, das, ewig bleibend, immer aufs neue umrahmt und geschmückt und auch verschieden gedeutet wird... Nicht in all den langen Jahren des Lebens des jüdischen Volksschmerzes klang der Wunsch nach endlichem Freiwerden in gleicher Weise, mit gleicher Kraft. Gar oft änderte sich sein Klang, — weil die Töne des Lebens ihn übertönten, ihn übertüchten. Manchmal nahm das Ideal des Volkes die Gestalt der mystischen Sehnsucht nach dem „Jerusalem von oben“ an, manchmal klang es wie ein Kampfruf für die Zukunft der Menschheit. Immer für die Zukunft — und nur selten galt der Ruf dem Leben von heute, dem Kampfe des nächsten Tages. Nie griffen Wirklichkeit und Ideal des jüdischen Volkes ineinander. Sie gingen verschiedene Wege. Und deshalb blieben beide nur Schein, nicht volle Wirklichkeit — das Leben — ein Halbleben, das Ideal — ein Wortideal!

Und wiederum erklingt das alte Wort, — die Geisterstunde kehrte wieder. Aber das Wort ist Wirklichkeit, die Sehnsucht Tat geworden. Für uns, die wir mit Liebe und Hingebung das alte Wort der Väter hinausjauchzen, ist es kein Wort mehr. Nicht bloß von einem Passahabend zum andern wacht es in uns auf, — es lebt in uns, und wir leben darnach. Jeder Schritt unseres Lebens ist zu diesem Ziel der Jahrtausende gerichtet, denn es ist auch unser wirkliches, lebensvolles Ziel geworden.

Mit der ganzen Stimmung der neuen Menschen, der kämpfenden und rücksichtslos strebenden, nähern wir uns diesem Ziele — und wollen die Sehnsucht des Volkes zum Dasein des Volkes machen. — Nächstes Jahr in Jerusalem! rufen wir den Zerstreuten und Verirrten unseres Volkes zu. Und unser Ruf ist wie ein Lied der Deborah, ein Lied des mutigen Kampfes!

Weizmann in Rom

Audienzen beim italienischen König und im Vatikan

Rom. (J. C. B.) Am Sonnabend, den 1. April, empfing König Viktor Emanuel II. den Präsidenten der Zionistischen Weltorganisation Dr. Chaim Weizmann in einer Audienz, welche dreiviertel Stunden gedauert hat. Während des Gespräches bekundete der König großes Interesse für alle Palästina betreffenden Fragen, sowie für die Lage der Juden in Rumänien, Polen und Rußland.

Am Sonntag, den 2. April, besuchten Dr. Weizmann und der Sekretär der italienischen Föderation, Dr. Dante Lattes, den Kardinal-Staatssekretär Gasparri. Der Kardinal erklärte, weder der Vatikan noch er persönlich seien gegen die Errichtung einer nationalen jüdischen Heimstätte in Palästina, solange die Interessen der anderen Religionsgemeinschaften im Lande geschützt sind und die Juden keine bevorzugte Stellung einnehmen. Der Kardinal drückte jedoch seine Unzufriedenheit über den § 14 des Palästina-Mandats (Regelung der Verwaltung der heiligen Stätten), sowie über einige andere Punkte des Mandats aus. Die Audienz dauerte eine halbe Stunde. —

J. C. B. Während seines Aufenthaltes in Rom hat der Präsident der zionistischen Organisation, Dr. Chaim Weizmann, eine vielseitige Tätigkeit entwickelt. Wie es heißt, hat er eine große Anzahl Mitglieder des italienischen Senats und der italienischen Kammer, ebenso viele Industrie-Magnaten dafür gewonnen, daß sie sich an der Arbeit für den Keren Hajessod beteiligen. Voraussichtlich wird als Resultat dieser Besprechungen ein überparteiisches Keren Hajessod-Komitee für Italien gegründet werden, welches auch viele Nichtzionisten zu seinen Mitgliedern zählen wird.

Zu Beginn dieser Woche empfing Dr. Weizmann Vertreter der gesamten hiesigen Presse. Die Zeitungen widmen der Person und der Tätigkeit Dr. Weizmans große Aufmerksamkeit. Dr. Weizmann besuchte auch viele hervorragende italienische Politiker und Publizisten, so u. a. den Minister für die Kolonien Professor Armendola, den früheren Minister Senator Ruffini und den früheren Minister, jetzigen Deputierten die Cesaro, ferner auch den Sekretär der Katholischen Volkspartei Populari Don Szurzo. —

Aus der jüdischen Welt

Die Ratifizierung des Palästina-Mandats

Die „Wiener Morgenzeitung“ erfährt, daß in der jüngsten Zeit in Amerika eine Aktion einsetzte, um die amerikanische Regierung zu veranlassen, durch ihren Einfluß die Beschleunigung der Ratifizierung des Palästina-Mandats herbeizuführen. Über einen einhelligen Beschluß der gesetzgebenden Körperschaft des Staates Massachusetts in dieser Richtung wurde kürzlich berichtet. Zu den wichtigsten politischen Ereignissen in dieser Beziehung während der letzten Wochen gehört jedoch eine Erklärung, die der Führer der republikanischen Partei und derzeit Präsident der Kommission für auswärtige Angelegenheiten im Senat,

Senator Lodge,

abgegeben hat. Senator Lodge versicherte der zionistischen Delegation, daß er bereit sei, seinen ganzen Einfluß bei der amerikanischen Regierung aufzuwenden, um die endgültige Gestaltung Palästinas zum jüdischen Nationalheim so rasch als möglich herbeizuführen. Auch andere einflußreiche Männer des öffentlichen politischen Lebens der Vereinigten Staaten haben ihrer Sympathie für die zionistischen Ziele Ausdruck gegeben. Der Vizepräsident der amerikanischen Republik Coolidge sprach seine völlige Wertschätzung der zionistischen Aspirationen aus, während der Herausgeber des „Independent“ und Präsident des Wilson-Fonds, Hamilton Holt, sich dahin äußerte, daß die Ratifizierung der Balfour-Deklaration und die unverzügliche Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung im Heiligen Lande nicht nur für das jüdische Volk, sondern für jeden, dem Ordnung und Gesetzmäßigkeit am Herzen liegt,

von allerhöchster Wichtigkeit

sei. In ähnlichem Sinne haben sich andere politische Persönlichkeiten ausgesprochen und die führenden amerikanischen Blätter in Leitaufsätzen geschrieben. Nicht unerwähnt sei, daß selbst einer der Führer des amerikanischen Reformjudentums, Rabbi Josef Silverman, der vor noch nicht allzulanger Zeit ein heftiger Antizionist war, nunmehr öffentlich und auch in seinen Kanzelreden warme Worte für die Erledigung des Palästina-Mandats findet. Dieser allgemeinen amerikanischen Stimmung wird die in einer der letzten Konferenzen gefaßte Resolution der zionistischen Organisation von Amerika gerecht, in welcher die rascheste Ratifizierung des Mandats gefordert wird.

Die Frage eines österreichischen Konsuls für Palästina

Wien. (J. C. B.) Vor kurzem meldeten wir, die österreichische Regierung habe die Ernennung eines Juden zum österreichischen Konsul in Palästina beschlossen. Wie wir nachträglich erfahren, ist dieser Beschluß vorläufig nicht zur Ausführung gekommen. Im letzten Moment wurde die österreichische zionistische Organisation um ihre Zustimmung für den vorgeschlagenen Kandidaten ersucht. Die Organisation erwiderte hierauf, der Kandidat sei ihr nicht genügend bekannt, um ihn empfehlen zu können. Daraufhin hat die österreichische Regierung die Ernennung eines Konsuls für Palästina verschoben. In eingeweihten Kreisen wird jedoch angenommen, die zionistische Organisation Österreichs werde von der Regierung direkt ersucht werden, von sich aus einen Kandidaten namhaft zu machen.

Eine Millionen-Stiftung für Palästina-Zwecke

London. (J. C. B.) Der jüngst verstorbene jüdische Großkaufmann in Hongkong (China), Sir Ellis Kadoorie, hinterließ ein Barvermögen von 1 117 352 Dollar, außerdem verschiedenen Grundbesitz in anderen Weltteilen. Nach seinem Testament soll sein Vermögen gleichmäßig in drei Teile geteilt werden. Den einen Teil vermachte er der englischen Regierung mit der Bestimmung, daß aus ihm ein Fonds geschaffen werden soll zwecks Schulbau in Palästina. Den zweiten Teil erbt sein Bruder in Shanghai. Den dritten Teil soll die Anglo-Jewish-Association für ihre Zwecke überwiesen erhalten.

Die Ausgrabungen zu Beisar in Palästina.

Die Ausgrabungstätigkeit zu Beisar (Betshar) in Zentral-Palästina, welche die Pennsylvania-Universität seit Sommer 1921 ins Werk genommen hat, schreitet rüstig vorwärts, hat schon bedeutende Resultate erzielt und läßt noch bedeutendere erhoffen. Die Reste von mindestens elf aufeinanderfolgenden Städteschichten sollen freigelegt werden; die Bibelforscher hoffen, daß Reste aus der Zeit Josuas und Sauls gefunden werden. Betshar ist wahrscheinlich eine der ältesten Städtegründungen der Welt, und keine existiert wohl, um die mehr Schlachten geschlagen wurden. Die Stätte war eine von der Natur best befestigte und zugleich von großer strategischer Wichtigkeit. Kein Herrscher Palästinas fühlte sich ohne den Besitz von Betshar gesichert. Heutzutage kann Betshar mit der Eisenbahn erreicht werden: es liegt gerade südlich von der Spur, wo die von Haifa ostsüdlich kommende Linie scharf nach Norden gegen den See Genezaret biegt. Der Burghügel, der unter dem Namen Tell-el-Husa bekannt ist, liegt fast hundert Meter unter der Meereshöhe und ungefähr ebensoviel über dem wenig entfernten Jordantal. Über 60 m hoch erheben sich steil die Schuttmassen, die von Türken, Kreuzfahrern, Arabern, Römern, Griechen, Babyloniern, Assyrern, Israeliten, Ägyptern, Amonitern und vorgeschichtlicher Bevölkerung herrühren. Man nimmt an, daß Nomaden aus dem Zweiströmeland 6000 bis 8000 Jahre v. Chr. zuerst die Stätte besiedelt haben. Seit dieser Zeit hat ein Eroberer dem anderen die Stadt weggenommen, und jeder eine neue Stadt auf der zerstörten vorhergehenden erbaut. Die jetzige Ausgrabung der Universität von Philadelphia unter Leitung des bekannten amerikanischen Archäologen Dr. Clarence S. Fischer, legt, wie wir dem „Manchester Guardian“ entnehmen, horizontal die Schichten bloß, so daß immer eine Stadt ans Licht tritt. Zuerst wurden die Türken- und Kreuzfahrer-

Schichten aufgedeckt. Die türkischen Häuser waren von unsolidem Charakter, aber darunter fand man Ruinen von Kirchen mit prachtvoll gezeichneten Mosaiken und schönen Bronzen, so auch das Prachtstück eines byzantinischen Kirchenleuchters, Töpfereien und andere Gegenstände. Diese Kirchen sind aus der Zeit der Kreuzfahrer, wie auch der gewaltige byzantinische Torbau, 800 Jahre alt, und mehr. Gerade jetzt ist die arabische Schicht angegriffen worden, und dann folgt die des römischen und griechischen Zeitalters. Bei den Griechen hieß Betshar Skythopolis (wegen einer skythischen Niederlassung zur Zeit des Königs Josias 639 bis 609 v. Chr.); Skythopolis blühte in der Zeit Alexander des Großen, es besaß Theater und Arena für Pferderennen, interessante Viadukte und viele Kunstbauten. Aus der Bibelzeit Betshares hofft man in der israelitischen und vorhergehenden Schicht Spuren der Josua so gefährlichen antiken Tanks (Streitwagen) zu finden und den Tempel der Ashtaroth, wohin die Philister den kopflosen Körper des Königs Saul gebracht und dann auf der Stadtmauer ausgestellt hatten. Salomo eroberte Betshar und verwandelte die Tempel des Baal und der Ashtaroth in jüdische Gotteshäuser. Vorher war Betshar unter der ägyptischen Herrschaft gewesen. Bereits haben die Ausgräber einen gewaltigen Granitblock mit Kartusche eines Pharao gefunden, auf den man gerade da stieß, wo die griechische Schicht begann. Ein alter Theaterbau, El Akud genannt, steht in der Nähe des genannten byzantinischen Festungstores, zahlreiche Trümmer von Säulen usw. sind in umliegenden Dörfern eingebaut. Die Ausgrabungen sollen noch zwei Jahre dauern. W. M.

Ritualmord-Psychose in Polen

Warschau. (J. C. B.-Dienst.) Obwohl verschiedene in der letzten Zeit in mehreren Städten Polens aufgetauchte Ritualmordgerüchte sofort entlarvt wurden, hat sich die Ritualmordpsychose in den breiten Bevölkerungskreisen Polens angesichts der bevorstehenden Passahtage nicht vermindert. Täglich hört man von neuen Ritualmordgerüchten in den verschiedensten Orten. Der kleinste Vorfall genügt, die aufgeregten Massen gegen die jüdische Bevölkerung aufzuhetzen. Nur dank dem ruhigen Gleichgewicht innerhalb der jüdischen Bevölkerung ist die Hetzpropaganda bis jetzt ohne Opfer verlaufen.

Schreckliche Lage der jüdischen Kolonien in Rußland

Moskau. (J. C. B.) Der „Emes" veröffentlicht haarsträubende Tatsachen über die Lage der jüdischen Kolonien in Südrußland. Infolge Mangels an Leuten für die Bestattung der Toten werden spezielle Begräbnistage veranstaltet, an denen die gesamte noch überlebende Bevölkerung zur Bestattung der Toten verhalten wird. Die nahe Zukunft erfülle jeden mit Schrecken.

Ein neuer Flüchtlingsstrom

Lemberg. (J. C. B.) Aus dem Grenzgebiete treffen Meldungen ein, daß sich neue Ströme jüdischer Heimatloser aus dem tiefen Rußland und aus der Ukraine der polnischen Grenze nähern. Die Lage der Heimatlosen ist eine verzweifelte. Sie leiden furchtbar an Hunger und Epidemien. Die polnische Regierung hat strenge Maßregeln getroffen, die verhindern sollen, daß die Flüchtlinge die polnische Grenze überschreiten.

Der ermordete Nabokow

In einer der letzten Nummern des Berliner russischen Organs „Rul" teilt der jüdische Advokat Oskar Grusenberg einige Erinnerungen an den während des Vortrages Miljukows ermordeten Redakteur Nabokow und seine Rolle während des Beilis-Prozesses mit. Wie bekannt, gehörte Nabokow zu den größten Vorkämpfern für die Unschuld Beilis. Während des Prozesses war Nabokow stets bemüht, dem Hauptverteidiger des Beilis, Advokaten Grusenberg, Mut einzuflößen und einen guten Ausgang des Prozesses vorauszusagen. Der Prozeß machte auf Nabokow einen geradezu erschütternden Eindruck, den er in seinen glänzenden Berichten über den Prozeß in der „Rjetsch" zum Ausdruck brachte.

Die deutschen Chaluzim

Der „Bund zionistischer Praktikanten" übermittelt uns folgende Daten, die einen Überblick darüber geben, in welcher Anzahl junge deutsche Zionisten heute sich in Deutschland landwirtschaftlich auf Palästina vorbereiten und wie die bereits nach Palästina gegangenen deutschen Chaluzim dort beschäftigt sind. Der Bericht lautet:

Wir haben im ganzen 229 Praktikanten, davon in Deutschland 165, in Palästina 64.



Von den in Deutschland befindlichen sind 105 Landwirte und 60 Gärtner.

Ein abgeschlossenes Hochschulstudium besitzen 6, im Hochschulstudium befinden sich 29; spezialisiert im Weinbau sind 2, im Obstbau 10, in der Molkerei 2, in der Hühnerzucht 2. Ein landwirtschaftliches Handwerk betreiben nebenbei 3. Im ersten Jahr der Ausbildung befinden sich 29, im zweiten 60, im dritten 51, im vierten 17, im fünften und länger 8.

Von den Chawerim in Palästina sind 58 landwirtschaftlich, 6 gärtnerisch vorgebildet. Von letzteren je einer im Obst und im Weinbau. Davon sind auf die Dauer untergebracht in Kwuzoth 22 (Chefzibah-Gruppe, die aus der hiesigen Mahapecha-Gruppe hervorgegangen ist), und 11 jetzt auf dem Markenhof bei Freiburg i. Br. ausgebildeten Leuten, die sich eventuell in Petach-Tikwah ansiedeln wollen. In den landwirtschaftlichen Abteilungen des Waad Hazirim und der Regierung sind 5 beschäftigt.

In der Ausbildung befinden sich zerstreut im Lande: in Kwuzoth 12, bei Kolonisten 16, handwerkliche Ausbildung 4, zurzeit ohne Beschäftigung 5. Die Absicht, im Frühjahr nach Palästina zu gehen, haben 9.

Von den Palästinensern sind im Berufe: im zweiten Jahr 5, im dritten 25, im vierten 27, im fünften und mehr 7.

In Migdal wird jetzt ein Zusammenschluß beabsichtigt. Zu diesem Zwecke werden Unterhandlungen mit der Leitung der „Ica" in Palästina geführt. Die Schwierigkeiten liegen nach außen in der Finanzierung und dem Mangel an wirtschaftlich tüchtigen Mädchen, und nach innen an der Differenz der Anschauung betreffend Kwuzah und Einzelsiedlung.

Der Chaluz

Von Arthur Holitscher.

Im Märzheft der „Neuen Rundschau" läßt Arthur Holitscher den ersten Teil seiner „Aufzeichnungen aus Palästina" erscheinen, die bereits im April in Buchform vorliegen werden. Auf einer Studienreise fand der Verfasser Gelegenheit, die Chaluzim zu beobachten, deren Leben er nun beschreibt. Erfüllt von dem Heldentum unserer Pioniere gedenkt er ihrer grenzenlosen Hingabe, aber zugleich ihrer Not, die auch nach seiner Meinung nur der wachsende Anteil der jüdischen Gesamtheit am Aufbauwerk zu bannen vermag. Der Verlag S. Fischer, Berlin, hat der „Zion. Korrespondenz" den folgenden Auszug freundlichst zur Verfügung gestellt:

Die Klippen von Jaffa sie sind keine Metapher; es sind wirkliche Klippen, boshafte, zackige Riffe, die bei rauher See das Landen der Schiffe und das Ausbooten der Passagiere unmöglich machen. Dann muß das Schiff nach Haifa weiterfahren; oft aber gelingt es erst in Beyrut, den Einwanderer an Land zu setzen.

In Haifa sah ich im Haus der Chaluzim einen neu eingetroffenen Transport junger rumänischer und ukrainischer Arbeiter. Das große Haus war überfüllt. Es gewährte nur dreihundert Aufnahme. Unten im Garten, der mit Palmen und Agaven gar herrlich auf die offene Bucht bis nach Acco und dem blauen Libanon in der Ferne blickt, waren Zelte errichtet, in denen weitere Hundert Platz fanden. Furchtbarer Regenguß hatte den Boden unter diesen Zelten aufgewühlt, Bettzeug, Matratzen, alle Habseligkeiten der Bewohner durchtränkt. Im Speisesaal, einer ehemaligen Kapelle, saßen die jungen Menschen bei Tische. Der erste Gang der Mahlzeit bestand aus Chinin.

Ich ging mit den Herren vom Einwanderungsamt an den Tischen vorüber. Welch wunderbarer Menschenschlag! Kräftig, froh, mutig, geschwellt vom Atem des aufgehenden Abenteuers: Israelland, der Erfüllung des Traumes seit Kindheitstagen, Erwartung der Arbeit, der Muskeln und Seele entgegenglühten.

Glühend auch vom Fieberschauer, den das mörderische Klima über den Europäer verhängt.

Freunde, Genossen, ihr meines Stammes!

Nicht lange, drei, fünf Wochen lang, steht der Chaluz unter Obhut der zionistischen Kommission. Dann muß er weiter für sich sorgen.

In Jaffa, Haifa, in Jerusalem registriert zugleich mit dem Einwanderungsamt die Hitachduth, kooperative Vereinigung und Arbeitsnachweis der Arbeiterparteien, die Ankömmlinge, verteilt sie übers Land an die Stellen, in die Gewerbe, die Arbeiter verlangen, in die landwirtschaftlichen, städtischen, in den Straßenbau.

Der Weg, den der Chaluz durchzumachen hat, bis er in die ersehnte landwirtschaftliche Stelle vordringt, ist mitunter ein langwieriger Schmerzensweg, und nicht jeder legt ihn heil an Körper und Seele zurück.

Der Beginn ist zumeist beim Straßenbau, bei der Entwässerung und Trockenlegung von Sümpfen, beim Hausbau, vielen Formen der Bauarbeit, die mit einer Gesamtbezeichnung „Schwarzarbeit“, „tschornaja robota“ genannt wird — aus guten Gründen.

Die schwere Arbeit des Steinklopfens, des Mauerns und Bauens im Sonnenbrand, des bis an die Knie im Sumpf-Stehenmüssens entspricht nicht den Wünschen, aber auch nicht den physischen Bedingungen der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen. Es sind Notstandsarbeiten — sie fallen, soweit es sich um den Straßenbau handelt, nicht dem Säckel der zionistischen Kommission zur Last; die englische Regierung teilt sie aus. Man drapiert wohl diese Not mit der Formel: alle Arbeiten im Lande, die letzte, schwerste, schwärzeste, so gut wie die hellste, freudigste, müsse von den Unseren geleistet werden. Keine dürfe abgelehnt werden. Nur so könne das Land restlos erobert werden. Aber es ist immerhin die bare Not, die auf den heißen Straßen die Jungen und Mädchen ihren Hammer führen läßt. (In Tel-Awiw sah ich einen Studenten der Chemie, der drei mit Sandsäcken beladene Kamele trieb; fröhlich pfiff der Chaluz hinter seinen Kamelen drein; es war weiße Arbeit.)

In mancher dieser Schwarzarbeitergruppen verbrachte ich denkwürdige Stunden.

An der Straße Haifa—Jemma liegt eine, nach ihrem bulgarischen Führer benannte, im ganzen Land bekannte Gruppe. In ihr — etwa vierzig junge Männer, drei, vier junge Frauen arbeiten da beisammen, — sind viele Nationen Europas, alle Parteien der palästinensischen Arbeiterschaft vertreten. Die Gruppe zieht seit Jahren herum, baut einmal in Galiläa, dann irgendwo im Süden Straßen und Häuser — die Leute scheinen an dieser Art Arbeit, an der freien Ungebundenheit des Umherziehens Gefallen gefunden zu haben.

So wollten einige, mit denen ich eingehend sprach, von der sonst so innig begehrten Seßhaftigkeit auf Grund und Boden nichts wissen. Lieber von Kwisch zu Kwisch! Sie verdienten an die vierzig Piaster täglich, eine große Summe, auch für palästinensische Begriffe. Für Nahrung und Unterkunft, sowie für sonstige Sporteln mußten sie allerdings täglich etwa 20 Piaster an die Organisation abführen; aber es ließ sich leben in der Gruppe.

Manche hatten bandagierte Hände, andere litten unter der Malaria, aber — es war Samstag — man aß gut, hatte sogar den süßen Wein Rischon le-Zions auf den Tischen stehen, unterhielt sich und sang, ehe man zum Fußballspiel hinunter an den Strand ging. Ich traf da auf Genossen, die mir manches Wissenswerte über die Struktur der Arbeit und des Zusammenlebens der Gruppe zu erzählen wußten. (Auf meiner ganzen Reise durch Palästina wurde ich durch meine vorjährige Reise nach Sowjetrußland arg beeinträchtigt; ich mußte mehr berichten, als mir berichtet wurde.) Ende des Jahres sollte die Kwischarbeit aufhören, dann hoffte die Gruppe bei dem Häuserbau in Tiberias oder Jerusalem Verwendung zu finden. Wenn die Kommission bis dahin Geld für diese Bauten haben wird — —

Auch eine andere, nicht minder mutige und frische Gruppe besuchte ich, an einem Sabbath-Vorabend, am anderen Ende Palästinas, in Bersheba. Sie baute dort die Friedhofsmauer um die Gräber englischer Soldaten. (Bei Bersheba hat Allenby die entscheidende Schlacht gewonnen.) Auch diese jungen Leute schienen mit ihrem Leben einverstanden zu sein und ihre Arbeit zu lieben. Zwar war die Mauer bald beendet und man wußte nicht, wohin die nächste Arbeit die ganze Gruppe mitsamt ihren Zelten verschlagen werde, ob man beisammen bleiben oder jeder nach einer anderen Richtung gehen werde, aber der Vorabend war gekommen, man aß, trank (Tee diesmal), rauchte und ließ sich einen Vortrag über Sowjetrußland halten.

Einer von den Fröhlichsten saß plötzlich neben mir und sagte: „Können Sie uns sagen, was aus uns werden soll? Wir wissen es nicht. Werden wir Arbeit bekommen oder wird man uns verhungern lassen?“ Drüben sang man. Es klang schön im Zelt beim Friedhof. „Eines nur wissen wir, jeder von uns — wir bleiben im Land. Keiner denkt daran, zurückzugehen. Mag kommen, was will.“ Es war in Bersheba.

Der Indian

Von David Rothblum.

Es war ungefähr zwei, drei Tage nach Purim, als Schmul Blitz, seines Zeichens ein Schneider, mit dem Begleitessen zu Ehren der Prinzessin Sabbat beschäftigt war. Neben Schmul zur Rechten saß seine Frau und zur Linken seine beiden Sprößlinge, ein fünfzehnjähriger Sohn, der schon tüchtig im Schneidern mithalf und ein siebenjähriger, der noch das Cheder besuchte.

Schmul richtete Barchesschnitten, legte auf jedes Stück eine Portion Hering und verteilte so die Gaben an seine Beisitzer. Als die Reihe an den kleinen Jossl kam, schnitt er ein Gesicht, als Zeichen eines Protestes, daß seine Portion umso viel kleiner sei, als die seines Bruders. Als ihm der Vater aber einen zornigen Blick zuschleuderte, glättete der Sohn seine Gesichtszüge, nahm mit Resignation den ihm zugedachten Teil, schwieg und aß.

Hierauf leckte Schmul das Fett des Herings von seinen Fingern, nahm das Gebetbuch zur Hand und begann unter dem Geschnalze seiner beiden Söhne, das der Vorzüglichkeit des Herings gewidmet war, das „Eliahu“-Gebet mit all seinen Variationen und Kombinationen laut zu rezitieren.

Er war noch gar nicht weit in seinem Gebete, als er durch eine merkwürdige Frage seines Sohnes, die ihm auf Gott weiß was für einem Wege eingefallen war, unterbrochen wurde.

„Vater," fragte Jossl nämlich, „hast du schon einmal Indian gegessen?"

„Wie kommst du nur auf diese Idee?" antwortete Schmul mit einer Frage.

„Ich habs noch nie gegessen," sagte Jossl. „Aber gesehen habe ich schon das Fleisch einige Male. Erst vorgestern auf dem Tische bei Rosenstocks. Ich sage dir, Vater, das Fleisch ist so weiß wie Marmor und die Haut ist so bräunlich, so mürbe — es muß doch wunderbar schmekken....!"

„Natürlich schmeckt Indian sehr gut," sagte der Vater gewichtig und selbstbewußt, wie ein erfahrener Mann. „Ich habe in meinem Leben nicht einmal davon gegessen. Namentlich an Feiertagen — —

„Vaterl, wie hat's geschmeckt?" unterbrach ihn stürmisch der Kleine.

„W i e es geschmeckt hat, kann ich dir freilich nicht mehr sagen, da es schon ziemlich lange her ist, aber allenfalls war es sehr gut."

„Ist es wahr, Vater," fragte der ältere Sohn in gesetzterem Tone, „daß diese Vögel aus Indien stammen?"

„Gewiß. Daher auch der Name. Vor vielen hundert Jahren brachte man wahrscheinlich Indianeier aus jener Gegend zu uns und hier wurden sie ausgebrütet."

„Und wer hat sie ausgebrütet, Vaterl?" fragte der alleweil neugierige Jossl, während der Ältere sich mit der Antwort zufrieden gab.

„No, eine Indianin."

„Hat man doch dann die Vögel auch mitbringen müssen?" forschte der Kleine weiter.

„Selbstverständlich," sagte Schmul mit Bedeutung.

„Wozu haben dann die Eier getaugt, wenn man die Vögel selbst mitbrachte?" fragte Jossl unermüdlich weiter.

Schmul stutzte einen Moment und sagte: „Das verstehst du nicht."

„Vaterl, kauf uns einen Indian auf Peßach!" bat Jossl mit hocherhobenen Händen.

„Ja, mein Kind, das geht nicht, nur ein reicher Mann kann sich einen Indian anschaffen. Wir sind aber keine reichen Leute."

„Glaube mir, Schmul," sagte Frau Sarah, die bis jetzt stillschweigend dagesessen, dem Gespräche jedoch mit großer Aufmerksamkeit gefolgt war, „glaube mir, daß die reichen Leute dabei viel billiger herauskommen, als wir. So ein Indian kostet zwar einige Gulden, dafür aber genügt er für einige Mahlzeiten und das Fett kannst du dann wochenlang benützen. Und da hast du etwas Gutes für dein Geld."

„Du magst ja recht haben," meinte der Vater.

„Du, Schmul," sagte Frau Sarah nach einer kurzen Pause, indem sie ihren Gemahl leicht anstieß, „wie wäre es, wenn wir uns wirklich einen Indian für Peßach anschaffen? Erstens zu Ehren der Feiertage und zweitens würden die Kinder eine große Freude haben. Und dann sollen die Leute sehen, daß wir auch etwas Gutes haben dürfen. Wir können uns einen mageren, leichten Indian kaufen, der nicht viel kostet, wir würden ihn durch die vier Wochen mästen und bis Peßach ist er zu einem Riesen angewachsen...."

„Ja, ja, Vater, kauf uns einen Indian!" schrien die beiden Söhne.

„Vier Wochen einen Indian zu mästen, ist aber keine Kleinigkeit," wendete Schmul ein, „und wo wirst du ihn halten?"

„No, das macht mir doch keine Sorge!" rief Frau Sarah besänftigend aus. „Bei den paar Sechserln, die wir täglich für uns brauchen, wird es doch nichts ausmachen, wenn wir drei bis vier Kreuzer für den Indian ausgeben. Wo vier essen, kann noch immer ein Fünfter satt werden. Und warum sollte er sich da bei uns im Zimmer nicht aufhalten können?"

„Nu, und hast du welche Ersparnisse?" forschte der Gatte halblaut.

„Zwei Gulden habe ich wohl, aber damit kann man noch keinen Indian kaufen."

„Mutter," sagte der ältere Sohn, „ich habe mir einen Gulden erspart und den gebe ich her, wenn du uns einen Indian kaufst."

„Und ich steuere dir auch was bei," rief sie Jossl an. Sprach's und holte aus der Tiefe eines Rumpelkastens, der sich in einer Ecke der Stube befand, ein altes Z'daakel (Arba-Kanfoth), das er seiner Mangelhaftigkeit wegen nicht mehr trug, löste den hineingemachten Knoten, der mit einem Schaufaden umschlungen war und befreite so fünfundzwanzig Heller aus ihrem Gefängnis. Mit einer stolzen aufgeregten Gebärde legte er das Kupfer nicht ohne Geklirr auf den Tisch.

Alle hielten sich die Seiten vor Lachen. „Woher hast du das Geld?" fragte der Vater.

„Das sammle ich schon seit einem Jahre. Ich habe es bei meinen Geschäften im Cheder verdient."

„Nu, Sarah, ich gebe dir auch einen Gulden, jetzt hast du des Geldes übergenug. Kauf einen Indian!"

Eine helle Freude brach bei den beiden Söhnen aus. Jossl flog vom Vater zur Mutter, umarmte und küßte sie und schlug auf den Fußboden einen mächtigen Purzelbaum, was er doch nie in Gegenwart seines Vaters zu tun pflegte. Auch der Alte hatten eine ungewöhnliche Freude, der er freilich nach seiner Art keinen Ausdruck verlieh. Sarah aber strich das auf dem Tische zusammengelegte Geld ein und war nicht wenig stolz darauf, daß sie auf den Markt gehen werde, um einen Indian zu kaufen.

Da es inzwischen spät wurde, beschleunigten sie die Gebete und begaben sich zur Ruhe. Und sie hatten alle ihre Träume, von Schmul bis Jossl. Und im Mittelpunkte ihrer Träume stand ein großer, mächtiger, radschlagender Indian....

*

Am nächsten Markttage in Gottes Frühe befand sich Sarah bereits auf dem Markte. Sie feilschte und handelte bei einer Unzahl von Bäuerinnen, bis sie sich endlich entschloß und um drei Gulden einen Indian käuflich erwarb. Obwohl die Last ziemlich schwer war, trug sie sie doch mit Wonne. Sie sah sich nach allen Seiten um, ob sie wenigstens gesehen werde. Leider begegnete ihr keine einzige Person in dieser frühen Morgenstunde.

Als Sarah in die Stube trat, saß Schmul an der Maschine und nähte. Er wußte wohl, wer jetzt eintrat doch hob er nicht den Kopf und sah sich nicht um, um so gewissermaßen die Freude der Erwartung nicht abzukürzen. Erst als Sarah hart an der Maschine stand, erhob er sich vom Sessel.

Sie übergab ihm mit einem stolzen Lächeln den Indian. Schmul hob und senkte ihn bedächtig um das Gewicht zu erraten. Dann blies er ihm in die Federn, um sich vom Zustande seines Fleisches zu überzeugen, griff ihm in den Kropf und sprach: „Ein prächtiger Kerl!"

Hierauf wurde der Indian, nachdem er seiner Fesseln entledigt worden, auf die Diele gestellt. Er reckte sich, schüttelte den Straßenstaub von

seinen Flügeln, streckte den Hals und schlug ein Rad. Schmul hielt sich die Seiten vor Lachen. Frau Sarah sah beglückt auf den neuen Gast.

In diesem Augenblicke trat der ältere Sohn ein. Als er des Indians ansichtig wurde, rief er mit lauter Stimme: „Boruch habo!“

Jossl aber saß im Cheder und lernte den Wochenabschnitt. Es ging ihm schon lange nicht so schlecht wie heute. Er war ganz einfach nicht bei der Sache, konnte, so oft es der „Behelfer“ von ihm verlangte, den Satz nicht wiederholen und mußte daher in einemfort mit Rippenstößen oder Kopfstücken vorliebnehmen. Er saß da mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen und es war nur ein einziger Gedanke, der ihn beschäftigte: Ist er schon zu Hause oder ist er noch nicht zu Hause?

Als es endlich elf Uhr wurde, mußte er sich sagen: Ja, jetzt ist er zu Hause. Er erhob sich von seinem Sitz und bat um die Erlaubnis, hinauszugehen. Kaum war die Türe hinter ihm ins Schloß gefallen, als er die Arme einzog, sie in die Seiten stemmte und wie ein Reh davonstürmte. Er lief über Stock und Stein, wie ein gehetztes Wild. Als er um eine Ecke bog, schlug er mit einem Burschen zusammen und beide purzelten der Länge nach hin. Ein jäher Schmerz ergriff ihm das Bein, doch Jossl achtete nicht darauf, sondern lief weiter, bis er sein Ziel erreichte.

Er riß mit aller Gewalt die Türe auf. Zunächst sah er nichts, denn die Augen versagten vor Aufregung. Dann erblickte er etwas sich Bewegendes, Befiedertes und als er gut hinsah, da war es ein richtiger, leibhaftiger, wirklicher Indian....

*

Nun schien die Familie erst den richtigen Inhalt ihres Lebens erhalten zu haben. In ihrer Mitte stand jetzt ein neues Lebewesen und diesem war alle ihre Sorgfalt gewidmet. Alles drehte sich um den Indian. Jeder erblickte in ihm etwas Neues, Merkwürdiges, noch nie Gesehenes. Und was die Hauptsache war, man konnte sich von den Leuten beneiden lassen.

Dem Indian aber ging es famos. Kaum blickte die Morgenröte durch die niedrigen Scheiben, da stand Jossl schon bei seinem Liebling und fütterte ihn mit Kukuruz; außerdem gab er ihm die Hälfte seines Frühstücks. Frau Sarah erfand für ihn täglich neue Leckerbissen. Schmul aber sorgte für seine Kurzweile, indem er ihm unbrauchbare Fäden und Stoffabfälle zuwarf, mit denen sich der Indian die Zeit vertrieb.

Mit den Hausleuten lebte er in größter Zufriedenheit. Er war der Fünfte beim Mittagtisch, räsonnierte nie über das schlechte Essen, pickte die Speisen aus der Hand und war mit einem jeden gut. Er war im allgemeinen ein stiller Beobachter, der seine Meinung über alles zu haben schien, ohne, als ein echter Philosoph, die Notwendigkeit einzusehen, sie einem anderen mitteilen zu müssen. Seinem Freunde Jossl war er besonders anhänglich. Von diesem lernte er so manches Kunststück, das er mit großer Eleganz ausführte.

Und so kam es, daß Schmul eines Tages alle Chederkollegen Jossls in seiner Stube versammelt fand. Jossl hatte ihnen nämlich schon lange von einem Indian fabuliert, der so groß wäre wie ein Kalb und die schönsten Kunststückchen auszuführen verstände. Er würde sich sehr gerne mit diesem Indian, den sein Vater auf fabelhaftem Wege erworben, produzieren, wenn die Freunde ein kleines Eintrittsgeld zusammenbrächten. Und als das Sümmchen zusammen war, ließ Jossl seine schaulustigen Freunde dieses großen Genusses teilhaftig werden.

*

Inzwischen näherten sich die Feiertage immer mehr. Man begann zuerst selten und schüchtern, später jedoch immer häufiger und dreister vom Tode des Indians zu sprechen. Jossl, der gehört hatte, daß der „Kropf“ vom Indian die größte Delikatesse sei, bedang sich denselben bei der Mutter aus. Da aber auch der ältere Sohn von diesem Teile haben wollte und der eine sich durch den anderen bedroht sah, kam es zwischen beiden zu Tätlichkeiten, denen in der Regel durch das Dazwischentreten des Vaters ein Ende bereitet wurde.

Auch Frau Sarah hatte bereits ihren fertigen Plan. Es stand schon bei ihr unerschütterlich fest, wie der Indian zubereitet werden sollte, um für alle acht Tage ausgenützt werden zu können. In ihrem Geiste zerlegte sie ihn schon unzähligemale in seine einzelnen anatomischen Teile. Jeder Knochen hatte für sie eine Bedeutung. Nichts sollte verloren gehen, und sie ergötzte sich in Gedanken an dem königlichen Male....

Und als es endlich Erew Peßach wurde, nahmen sie alle wehmütigen Herzens Abschied von ihrem Liebling. Man wollte ihn niemandem anvertrauen, Frau Sarah selbst unter der schützenden Begleitung Jossls sollte den Indian ins Schlachthaus tragen. Im letzten Momente aber sagte Jossl ab, da er von seinen Freunden eingeladen wurde, der Verbrennung des in der Straße gesammelten Chamez vorzustehen. Sein älterer Bruder mußte ihn vertreten.

Und es trugen Mutter und Sohn abwechselnd den Indian, dessen Gewicht sich beträchtlich vergrößert hatte, seinem Ende entgegen. Sie taten es beide nicht leichten Herzens.

Und nachmittags lag er bereits entseelt auf seinem Lager in der Zimmerecke, mit ausgestreckten Füßen. Jossl trat einen Schritt zurück, als er ihn erblickte, es tat ihm im Herzen weh, seinen Freund so regungslos liegen zu sehen. Es war der erste Tote, den er in seinem Leben sah. Er trat deshalb leise auf die Sohlen, ohne eigentlich zu wissen, warum.

Und als Schmul nach Hause kam, begann die Zerlegung. Er sagte es nämlich ausdrücklich, daß er dabei sein wolle. Sarah öffnete kunstgerecht den großen Leib, nahm das Eingeweide heraus, und beide staunten über die schönen und fetten Organe. Da ergriff plötzlich Schmul mit einer raschen Bewegung den Arm seiner Frau und zeigte mit der anderen Hand auf ein winziges Weizenkörnchen, daß sich auf einem Darm befand.

Beide erblaßten.

„Laufe zum ‚Dajen‘ (Rechtsgelehrten)“, sagte er mit lautloser Stimme.

Und sie lief. Atemlos, keuchend, mit geröteten Wangen und zerzausten Haaren. Es schwindelte ihr, als sie die Gassen und Gäßchen durchkreuzte, fast versagten ihr die Füße, aber sie achtete auf nichts und lief. Endlich, endlich stand sie vor dem greisen Dajen.

„Rabbi“, sagte sie mit vor Erregung kaum verständlicher Stimme, „sehet nur, ich habe in meinem Indian ein Weizenkörnchen gefunden.“

Der Dajem nahm den Indian, betrachtete genau die Stelle, auf der das Weizenkörnchen lag und schüttelte stumm das Haupt.

„Wer seid Ihr?“

„Ich bin die Frau von Schmul Blitz, dem Schneider.“ Da wartete er mit seiner Entscheidung zu, denn die Leute sind ja arm. Er entnahm dem großen Bücherschrank einen Folianten und vertiefte sich in denselben. Ein stiller Mißmut, man könnte fast sagen, ein Gram legte sich in seine Züge. Von Zeit zu Zeit seufzte er aus tiefem Herzen, während die Ärmste keinen Blick von ihm verwandte und wie ein zum Tode Verurteilter des erlösenden Wortes harrte.

Da hob er sein greises Haupt und sprach mit umflorten Augen das einzige Wort: „Trefe.“

Sie stand da mit starren Gliedern und rührte sich nicht.

„Trefe,“ wiederholte der Greis.

Sie rührte sich nicht.

Da trat er auf sie zu und ergriff ihren Arm, um es zu verhüten, daß sie zu Boden sinke. Sie entsann sich allmählich ihrer Umgebung. Ihr fahles Gesicht war bis zur Entstellung verzerrt. Endlich sagte sie, leise, fast unverständlich wie geistesabwesend:

„Rabbi.... was soll ich den.... Kindern ganz Peßach zu essen geben....?“

Er trat zum Tische, öffnete die Lade, entnahm derselben die einzelnen fünf Kronen, die einzigen, die sich darin befanden, und drückte sie ihr in die Hand ———

Das war ein trauriger Seder im Hause Schmul Blitz', des Schneiders. Man sprach leise und betete leise, wie wenn ein Toter im Hause wäre. Sarah wagte nicht, ihren Mann anzusehen. Eine unendliche Trauer lag in der ganzen Stube.

Nur Jossl wußte von nichts, denn er war den ganzen Nachmittag nicht zuhause. Er konnte sich deshalb das Betragen seiner Eltern am Sedertische gar nicht erklären. Und als ihm endlich sein Bruder das Ereignis mitteilte, da kamen ihm all die entschwundenen Herrlichkeiten zum Bewußtsein und er begann bitterlich zu weinen.

Spendenausweis

Münchner Spendenausweis

Jakob u. Hugo Fraenkel grat. Herrn u. Frau Justin Lichtenauer herzlich 10.—, Etienne Basch und Irma Basch desgleichen 10.—, Karola Silber desgleichen 10.—, Dr. Josef Schäler und Frau desgleichen 10.—.

Aus dem Münchner Spendenbuch: N. N. 50.—.

Nachtrag zur Purimspende: Simon Kronheimer 50.—.

Gesamtausschuß der Ostjuden in München. Moses Engelhard u. Frau grat. z. Verlob. Mendler-Safier, Kraus-Ausübel, Kraus-Lehr 20.—.

Blau-Weiß München. 1. Zug Freitag 3,30 Uhr Zugsversammlung bei Br. Schindel, Auenstr. 7/I.

Zur Besprechung gingen vom Philo-Verlag, Berlin, ein: Louis Ascher, Zwischen zwei Zeiten 1922. Ismar Freund, Finanzämter und Synagogensteuern in Preußen 1922. do., Der Zeitenhaß, ein Beitrag zu s. Geschichte und Psychologie 1922. Macaulay, Sind die Zeiten gleichberechtigt? Übersetzt v. J. Friedländer. 1922. Der Ursprung der Legende von der „heimlichen Monarchie“ 1921. Besprechung vorbehalten.

Verantwortlich für die Redaktion: Karl Glaser, Nürnberg, für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog Maxstraße, München.